

aliteraverlag
Krimi

Brandl, geboren 1980 in München, und Keller, geboren 1975 in Wasserburg am Inn, studierten beide Germanistik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München und arbeiten im Verlagswesen. »Schwarze Wiesn« ist das Romandebüt des Autorenduos.

Brandl & Keller

Schwarze Wiesen

Ein Oktoberfest-Krimi

aliteraverlag
Krimi

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet zu finden unter:
<http://dnb.ddb.de>

August 2010

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2010 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Alexander Strathern, München

Umschlagbild: signtime – Fotolia.com

Herstellung: Kessler Druck + Medien GmbH & Co. KG, Bobingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-86906-098-9

»Zu Münchens schönsten Paradiesen
zählt ohne Zweifel seine Wiesen«
Eugen Roth

»Hölle, Hölle, Hölle!«
Wolfgang Petry

Prolog

Fünf Sekunden gab er den Menschen in der Regel, um ihn anzusehen. Wenn er dann aus den Augenwinkeln wahrnahm, dass sie immer noch glotzten, wandte er abrupt den Kopf und sah ihnen in die Augen. Oft hatte er sich getäuscht und die Menschen blickten ihn gar nicht an, sondern durch ihn hindurch und waren mit den Gedanken ganz woanders. Oder sie sahen ihn tatsächlich an und lächelten, wenn sein Blick auf den ihren traf. Manche sahen aber auch schnell weg und taten unbeteiligt, und die waren gefährlich. Vielleicht wussten sie über ihn Bescheid. Darüber, dass er nicht hier sein durfte. Dass er nicht in dieser Bahn sitzen durfte. Dass er Geld in der Tasche hatte, das ihm nicht zustand, ihrer Meinung nach. Auch wenn er es hart erarbeitet hatte. Und das meiste blieb ihm ohnehin nicht. Manchmal träumte er davon, dass ihn wieder jemand lange ansah und dann, wenn er abrupt den Kopf wendete, sagte: Haben Sie keine Angst. Ich weiß, in welcher Lage Sie sind, aber wir können Ihnen helfen. Sie da rausholen und Ihnen zu einem normalen Leben verhelfen. Sehen Sie sich die Menschen um sich herum an. Sie fahren zu Arbeit in ihre hellen, schön eingerichteten Büros. Mittags gehen sie mit ihren Kollegen in eine Kantine und essen ein Fleischgericht. Abends kommen sie nach Hause zu ihren Familien. Wenn sie ein Häuschen mit Garten haben, warten die Kinder schon am Gartentor. Aber auch die mit Stadtwohnung und ohne Kinder freuen sich auf den Feierabend. Auf ein Bier auf dem Balkon. Danach schauen sie entspannt fern und schlafen tief und traumlos. Am Morgen sind sie wieder fit für einen neuen Tag. Diese Menschen haben auch Sorgen und Probleme, aber im Grunde geht es ihnen gut. Ich weiß, dass Sie mich nicht kennen, aber Sie müssen mir vertrauen. Ich kann Ihnen helfen und Ihre Peiniger bestrafen. Das hier ist ein Land, in dem jeder ein normales Leben führen kann.

Ein normales Leben.

Im Moment war er so weit von einem normalen Leben entfernt wie nie zuvor. Er schloss die Augen. Schweiß schoss ihm aus allen Poren, sein Puls raste. Er hatte getötet. Der Mann, der ihm gefolgt war, wusste es. Bald würden es auch seine Freunde wissen.

Und dann alle. Bald würden es alle wissen.

Er blickte sich vorsichtig um und beobachtete die Leute im Abteil. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals und er hatte das Gefühl, als ob es für jeden zu hören war. Aber die Leute nahmen keinerlei Notiz von ihm, starrten vor sich oder in Zeitungen. Er sah an sich herunter. Er trug eines seiner ältesten weißen T-Shirts, das seine Arme betonte, die nach den Sommermonaten tief braun gebrannt waren. Sein Gesicht sowieso. Er saß unrasiert und verlottert inmitten von normalen Menschen, die ein normales Leben führten. Die Fahrkartenkontrolleure, die an der Hackerbrücke eingestiegen waren, hatten ihn scheel angeschaut und sich zu zweit vor ihm aufgebaut. Erst als sie seine Streifenkarte gesehen und gemerkt hatten, dass er regelmäßig stempelte, waren sie abgezogen. Während sie seine Karte geprüft hatten, war ihm plötzlich speiübel geworden und er hatte sich mit beiden Händen im Sitz festgekrallt, weil er Angst hatte, umzukippen. Hatte ihn am Hauptbahnhof jemand dabei beobachtet, als er die schwarze Jacke in einen Abfalleimer gestopft hatte? Er wollte nicht daran denken.

Was sollte er jetzt tun? Wohin sollte er gehen? Er hatte den Mann, der ihn verfolgt hatte, zwar abgehängt, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn aufspüren würden. Was, wenn die anderen schon verraten hatten, wo sie wohnten? Wenn sie dort schon auf ihn warteten?

Die S-Bahn hielt am Westkreuz. Er zögerte. Sollte er nicht besser eine Station weiterfahren? Nein, er musste so schnell wie möglich in die Wohnung, um ein paar Sache zu holen. Er sprang auf und zwängte sich durch die Türen, die schon im Begriff waren, sich zu schließen.

Draußen stieß er in eine Frau mit Rollkoffer, die gleich nach dem Aussteigen stehen geblieben war und ihr Handy aus Handtasche holte.

»Tschuldigung«, murmelte er.

Nicht zu hastig, schärfte er sich ein. Zügig, aber ruhig. Nicht auffällig. Nicht hetzen, dachte er.

Er ging in Richtung Treppe. Als sein Blick auf den des Polizisten traf, zwang er sich, nicht ruckartig wegzusehen. Verdammte Scheiße, warum waren hier zwei Bullen? Waren sie wegen ihm hier? Hatten die anderen so schnell ausgepackt und verraten, wohin er fahren würde?

Der Polizist sah ihn an. Schau ins Leere, sagte er zu sich. Durch ihn hindurch. Als würdest du ihn nicht wahrnehmen. Als wäre er gar nicht da. Als würdest du in Gedanken versunken in seine Richtung sehen.

Den Kopf nicht zu schnell wegdrehen. Mach es wie immer. Wie schon so oft.

Rasch, aber nicht hastig, ging er zur Treppe. Dreh dich nicht um. Wenn sie dir nachsehen und du dich jetzt umdrehst, dann ist alles vorbei. Dann folgen sie dir und dann hast du genau zwei Möglichkeiten: Du kannst versuchen zu fliehen, was fürchterlich in die Hose gehen kann, oder du sagst es ihnen. Sagst es ihnen ruhig und gelassen.

Alles, was danach passieren würde, läge nicht mehr in seiner Hand. Er müsste sich um nichts mehr kümmern. Endlich um nichts mehr kümmern. Die ewige Hast wäre vorbei. Aber er hatte ihnen doch versprochen durchzuhalten. Jetzt die Rolltreppe hoch. Entspannt stehen bleiben und nicht gehen. Rechts stehen, links gehen.

Er war endlich an der Oberfläche. Konnte die Bäume auf der Aubinger Straße sehen. Zwei S-Bahnwachen kamen ihm entgegen. Er schluckte. Bitte nicht, nicht jetzt. Bitte lasst mich in Ruhe! Ihr habt mich jahrelang in Ruhe gelassen, dann tut es auch jetzt. Die zwei Sicherheitsleute gingen dicht an ihm vorbei. Sie waren ins Gespräch vertieft und beachteten ihn nicht.

Das war knapp. Tief durchatmen. Er trat ins Freie.

»Entschuldigen Sie?«

Er blieb stehen. Jetzt erst merkte er, dass ihm der Schweiß auf der Stirn stand und seine Hände zitterten. Vermutlich sah er aus wie ein Junkie. Langsam wandte er sich um. Er würde nicht fliehen. Er war müde und wollte nicht mehr davonrennen. Sollten sie doch mit ihm machen, was sie wollten.

Eine junge Frau stand vor ihm. An ihrer Hand ein kleines Mädchen, das ihn konzentriert ansah. Sein Anblick versetzte ihm einen Stich.

»Wissen Sie zufällig, wie ich von hier zum Roten Kreuz komme?«

Als sie seinen verständnislosen Blick sah, fügte sie hinzu: »Das Rote Kreuz. Hier muss irgendwo die Sozialservicestelle sein, Aubinger Straße 51.«

Er zuckte mit den Schultern. »Sorry.«

Sie lächelte. »Danke trotzdem.«

Er sah den beiden nach. Nach einer Weile sprach die Frau erneut einen Passanten an, der kurz darauf mit seinem Arm in westliche Richtung wies.

Er lief langsam die Straße entlang und bog in die Heimbürgstraße ein.

Alles war ruhig. Nirgendwo Polizeiautos. Sein Herzschlag beruhigte sich ein wenig. Er musste sich konzentrieren. Hier konnte er nicht mehr bleiben, er musste fort. Einmal mehr. Er war so müde. Er konnte nicht mehr, und doch konnte und durfte er jetzt nicht aufgeben. Er musste so schnell wie möglich weg von hier.

Er atmete tief ein und aus und schloss die Haustür auf.

Tag 1

Hauptkommissar Georg Klostermeier zog den Bauch ein und hielt die Luft an. Nur mühsam kam er voran. War die schon immer so eng, fragte er sich, als er endlich die vorderen beiden Knöpfe seiner Lederhose zubekommen hatte, oder hab ich am Ende doch zugenommen? Es kam ihm vor, als ob die Hose am Bund hauteng anlag. Er strich über das Leder, das im Lauf der Jahre speckig geworden war und kratzte an diversen Flecken, die hier und da zu sehen waren.

Vielleicht sollte ich sie doch mal reinigen lassen? Ach geh, für die paar Mal im Jahr lohnt es sich ja gar nicht richtig ... und außerdem gehört's doch irgendwie dazu!

Er setzte sich, sein Kopf glühte vor Anstrengung, das Blut pochte in seinen Schläfen. Ihm war heiß. Das Trachtenbaumwollhemd, in das ihm seine Mutter seine Initialen »GK« und einen Lebensbaum eingestickt hatte, schien nicht einen Lufthauch durchzulassen, Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. Er beugte sich mühsam und ächzend vorne über und zog seine Haferlschuhe an.

Die ham sich ausgezahlt, dachte er, auch wenn sie sauteuer waren! Aber das hat sich rentiert, so lange, wie ich die schon hab. Er freute sich, dass er beim Kauf so viel Wert auf Qualität gelegt hatte, denn so konnte er sicher sein, dass seine Schuhe noch ein paar Jahre aushalten würden und er sich kein neues Paar würde kaufen müssen – er hasste Schuhe kaufen.

Langsam stand er auf, ging ein paar Schritte im Raum herum und fühlte seinen Füßen in den Schuhen nach. Sie waren im Lauf der Zeit bestens eingelaufen und passten wie angegossen. Vor dem großen Wandspiegel im Flur blieb er stehen und betrachte sich.

»Fesch«, murmelte er – und tatsächlich, er konnte sich in seiner Tracht wahrlich sehen lassen. Gut, sein Bauchnabel stand ein klein wenig weiter in den Raum als früher, aber sein Outfit stand ihm durchaus gut. Er drehte und wendete sich ein wenig, um zu sehen, wie er von der Seite und von hinten wirkte, hakte seine beiden Daumen in den Hosenträgern ein, zog sie nach vorne und drückte die Brust raus.

Sein Steg, den er von seinem Großvater geerbt hatte und auf dem das bayerische Wappen mit zwei Löwen rechts und links zu sehen war, glitzerte ein ganz klein wenig im Licht. Ein Hauch von Stolz legte sich über Klostermeiers Gesicht. Dann seufzte er.

Er hasste die Wiesn, vor allem am Eröffnungssamstag. Niemals würde er da hingehen, hatte er vor seinen Freunden immer getönt: »Ich bin doch net deppert! Auf d'Wiesn, am ersten Samstag?!« Und nun das: Es war Samstag, es war halb sieben in der Früh, und er machte sich fertig, um auf das größte Volksfest der Welt zu gehen. Ausgerechnet er. Und ausgerechnet am ersten Samstag der Jubiläumswiesn! Es schien Klostermeier, als ob diese 200 Jahre Oktoberfest das Einzige waren, was die Leute in der Stadt überhaupt noch wahrnahmen. Seit Wochen, ja fast schon Monaten war es das Gesprächsthema Nummer eins in München, selbst die Kollegen von außerhalb waren im Jubiläumsfieber, kauften sich Landhaus-Lederhosen und -Dirndl oder Ähnliches, von dem sie meinten, dass es in etwa einer bayerischen Tracht entsprach. Nicht, dass das Nahen der Wiesn sonst keine Hysterie auslöste, aber dieses Jahr schien es alles vorher Dagewesene zu toppen.

Klostermeier sah auf die Uhr und schüttelte ungläubig den Kopf, als ob er selbst nicht wahrhaben wollte, was da gerade vor sich ging. Es hilft ja nix, dachte er, nahm seinen Trachtenjanker in die Hand und verließ seine Wohnung am Paulanerplatz. Als er aus der Haustür trat, merkte er, dass der Janker möglicherweise überflüssig war. Es war ein traumhafter Spätsommertag. Die Sonne schickte bereits wärmende Strahlen und über den Dächern spannte sich ein leuchtend blauer Himmel, so weit das Auge reichte. Nur die weißen Wolken fehlen noch, dachte Klostermeier, dann wär's perfekt!

Ihm gefiel die frühmorgendliche Ruhe. Er mochte die Au, besonders um diese Uhrzeit, wenn noch nicht viel los war und nur vereinzelt Menschen auf der Straße waren. Das *Happy Au'r*, seine Stammkneipe in der Lilienstraße, war noch geschlossen, aber es würde nicht mehr lange dauern, dann würden die ersten Stammgäste davorsitzen und die erste Halbe des Tages genießen.

Er überquerte den Mariahilfplatz, geblendet von der Sonne, die durch die fast weißen Kieselsteine reflektiert wurde, und näherte sich der Ohlmüllerstraße. Kurz vor der Haltestelle stockte ihm kurz der Atem. Unzählige Menschen in Tracht warteten bereits auf die Tram, der größte

Teil von ihnen in Tracht, noch mehr mit Bierflaschen ausgestattet und durchaus schon ein wenig angeheitert – im Gegensatz zu Klostermeier, dem bei diesem Anblick der Mund offen stehen blieb. Ihm wurde noch heißer.

Grummelnd stellte er sich zu den anderen Wartenden und hoffte, dass er einen Sitzplatz in der Trambahn kriegen würde. Doch seine Hoffnung zerschlug sich in dem Moment, als die Bahn an der Haltestelle ankam: Sie war bereits komplett überfüllt. Als die Türen geöffnet wurden, drängten die Menschen ins Innere.

Klostermeier ließ zwei jungen Mädchen, die hinter ihm standen, den Vortritt: »Bittschön, meine Damen, steigen'S nur ein, nicht, dass Sie sonst nimmer mitkommen, wär ja schad drum! Fahrn'S auch auf d'Wiesn, oder?«

Die Mädchen, die beide kein Dirndl trugen, warfen sich einen vielsagenden Blick zu und prusteten dann los.

»Wohin denn sonst, ey, sind doch alle hier Richtung Oktoberfest unterwegs!«, brachte die eine mühsam heraus.

»Wie der aussieht, echt Wahnsinn«, hörte Klostermeier die andere sagen, als sie einstiegen.

Er sah an sich herunter. Sprachen sie über ihn? Unmöglich.

Die Türen schlossen sich. Klostermeier drückte schnell den Türkнопf, um sie noch einmal zu öffnen und stieg ein. Die gebogene Stange, die den Leuten normalerweise dabei behilflich sein sollte, bohrte sich beim Schließen der Tür in seinen Hüftknochen. Eingequetscht zwischen einem nach Schweiß und Bier stinkenden Jugendlichen und einer Mittfünfzigerin mit knallroten Lippen, eisblauen Augenlidern und massig Rouge auf den Wangen musste Klostermeier sich noch nicht einmal festhalten – er konnte es auch gar nicht.

Während die Tram sich in Bewegung setzte und die Mitfahrenden, von denen sich keiner festzuhalten schien, bei jedem Anfahren und Bremsen in sachte bis heftige Schunkelbewegungen verfielen, begleitet vom Gekreische der Frauen und frivolem Lachen der Männer, versuchte Klostermeier, dem Anblick des Dekolletés seiner Stehplatznachbarin auszuweichen, das ebenfalls den Bewegungen der Tram erlag und mal nach links und dann wieder nach rechts wackelte.

Klostermeier schwitzte. Nicht hinsehen, redete er sich krampfhaft ein, nicht hinsehen! Er ließ den Blick durch das Wageninnere wandern und

musste feststellen, dass um ihn herum unzählige Dirndl mit ein- wie ausladendem »Balkon« zu sehen waren. Normalerweise fand er ja nichts daran, im Gegenteil, aber in diesen Ausmaßen war das selbst ihm, dem »Freund aller Frauen«, wie sich Klostermeier öfter gern selbst bezeichnete, zu viel. Dass das nur ein sehr kleiner Vorgeschmack war auf das, was ihn in wenigen Stunden erwarten sollte, war ihm in diesem Moment schon gar nicht mehr bewusst.

Als die Trambahn endlich am Stachus ankam und die Türen geöffnet wurden, quollen Klostermeier und die anderen Fahrgäste aus ihr hervor wie Lava aus einem Vulkan. Die Menge, die den Weg nach draußen suchte, schien kein Ende zu nehmen, immer mehr Leute stiegen aus und ganze Heerscharen begaben sich zu den Rolltreppen, die in das U-Bahn-Untergeschoss führten.

Klostermeier reihte sich ein, es blieb ihm auch gar nichts anderes übrig, er wurde mehr mitgeschoben, als dass er freiwillig mitging. Unwillkürlich fühlte er sich an eine Doku über Lemminge erinnert, die er letzthin gemeinsam mit seiner Mutter im Fernsehen gesehen hatte. Dass der Massensuizid der Lemminge nur eine Legende war, wie er dabei erfahren hatte, spendete ihm jetzt jedoch keinen Trost; er hatte das Gefühl, dass das Schlimmste erst noch kam.

Am U-Bahnsteig waren bereits Hunderte Menschen versammelt, die alle auf die Einfahrt des nächsten Zuges zur Theresienwiese warteten. Klostermeier blickte erneut auf seine Uhr. Es war mittlerweile halb acht, er würde wahrscheinlich pünktlich kommen – falls er ankommen würde. Eine noch gut gelaunt klingende Stimme verkündete über die Lautsprecher, dass in Kürze die U4 einträte, die zum Oktoberfest führe.

Als ob's hier einen gibt, der woanders hin will, dachte Klostermeier und schmunzelte, doch seine Miene verdunkelte sich sofort wieder. Er gehörte ja auch zu diesen Verrückten!

Nachdem die U-Bahn stehen geblieben war, begann bereits der Überlebenskampf, zumindest kam es Klostermeier so vor. Noch heftiger als in der Tram mühten sich die Menschen in das Wageninnere, schoben, schubsten, drückten und drängten sich und andere hin und her, und als die Türen sich endlich schlossen, konnte man den Eindruck haben, es handele sich um eine U-Bahn in Tokio während der Stoßzeit. Nur die berühmten Drücker fehlten, die die überhängenden Menschen noch

hineinquetschten, damit auch der letzte Schuh oder Aktenkoffer mit auf die Reise ging.

Klostermeier fühlte sich, als würde er in einem Hochofen sitzen. Sein Gesicht hatte mittlerweile die Farbe einer Tomate angenommen, sein Hemd war unter den Achseln und am Rücken durchnässt – ihm war unendlich heiß.

Als die U-Bahn an der Theresienwiese einfuhr, musste er zu seinem Leidwesen feststellen, dass die Menschen, die mit den vorhergehenden Zügen eingetroffen waren, noch vor den Rolltreppen warteten.

Im Stau und vor Gott sind alle gleich, ging es Klostermeier durch den Kopf und er reihte sich zähneknirschend ein. Weitere zehn Minuten später hatte er es endlich geschafft: Die letzten Stufen der Rolltreppe verflachten und verschwanden im Boden, aus Dunkel wurde Hell, die Sonne schien grell am strahlend blauen Horizont, alles war in gleißendes Licht getaucht, er wurde aus dem Inneren des U-Bahnhofs ausgespuckt ins Freie: Er war auf dem Oktoberfest! Gemeinsam mit dem Strom ging er vorbei am Wiesn-Treff, dem wohl berühmtesten Treffpunkt auf dem Oktoberfest, in Richtung Wirtsbudenstraße und dann zielstrebig zum Schottenhamel-Zelt. Dort sollte der Anstich stattfinden, der traditionelle Startschuss zur Wiesn.

Vor dem Zelt warteten bereits wieder massenhaft Menschen. Klostermeier fragte sich unwillkürlich, wann die alle aufgestanden waren, da die meisten offensichtlich schon länger anstanden. Die Türen zum Zeltinneren waren freilich noch geschlossen. Klostermeier wusste, dass sie erst um neun geöffnet werden würden. Jetzt war es kurz vor acht. Am vereinbarten Treffpunkt warteten bereits seine drei Kollegen von der Mordkommission und unterhielten sich angeregt. Andi Jost, Stefan Oster und die Person, wegen der sich Klostermeier das alles antat: Jule Holtkamp, seine 29-jährige Kollegin. Klostermeier hielt kurz inne und musterte sie aus der Entfernung. Sie hatte ein wunderschönes und sehr geschmackvolles Dirndl an. Es stand ihr ausgezeichnet, fand Klostermeier, auch wenn sie aus Bremen war und eigentlich mit der Trachtentradition der Bayern nichts am Hut hatte. Das dunkelgrüne Kleid zierte eine rötlich-orange schimmernde Schürze, der zarte Ausschnitt betonte ihre weibliche Figur, ohne gleich zu viel preiszugeben. Die Haare hatte sie zu zwei Zöpfen geflochten, die ihr neckisch über die Schultern fielen.

»Fesch, sehr fesch«, murmelte Klostermeier halblaut vor sich hin.